Von Valpareiso nach Santiago

Autor(en): **Jens, Ina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-662504

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von Valpareiso nach Santiago.

Von Ina Jens.

Ungefähr in der Mitte von Chile liegen die beiden einzigen Großstädte des Landes, nämlich an einer schönen Meeresbucht die Hafenstadt Valparaiso und in einer weiten Ebene am Fuße gigantischer Berge Santiago, die Metropole.

Der Verkehr zwischen den 184 Kilometer auseinanderliegenden Städten wird auf zwei verschiedenen Wegen vermittelt, auf einem belebten, an vielen Dörfern und Städtchen vorbei, durch eine elektrische Eisenbahn und auf einem andern über zwei Querriegel der Cordillera inmitten einer lieblichen und stillen Landschaft durch Autobusse.

Obwohl an der letzteren Strecke überall Spuren menschlichen Daseins und menschlichen Fleißes sichtbar sind, ja sogar zwei Landstädtchen liegen, hat man doch häufig die Empfindung, als breite sich ringsum noch vollkommen unberührtes Land. An einem klaren Frühlings- oder Herbstmorgen kann darum eine Fahrt auf diesem Wege zu einem wirklichen Erlebnis werden.

Ich machte die Reise vor einigen Monaten, und heute noch steht die Farbenpracht der Bilder, die auf der dreistündigen Fahrt an mir vorüberzogen, in unverändertem Glanz vor meinem geistigen Auge.

Es war im Mai, aber es ging schon mit Riesenschritten auf den Winter zu. Am neunzehnten und zwanzigsten waren die ersten Regenschauer mit wolkenbruchähnlichen Güssen, von Sturmwinden begleitet, niedergegangen. Am einundzwanzigsten jedoch hatte sich der Aufruhr in der Natur wieder gelegt, und das Land lachte unter einem tiefblauen Himmel in goldenem Sonnenglanze. Ich fuhr von Vina del Mar mit einer kleinen Anzahl fremder Mitreisender in einem bequemen Autobus vorerst nach Valparaiso.

Der Weg windet sich hier in großen und kleinen Bogen zwischen Bergen und Meer dahin. Zur Rechten breitet sich wie ein schimmernder Spiegel die kornblumenblaue Wasserfläche. Haarscharf zeichnen sich die Masten der Segelschiffe

Valparaiso.

und die Umrisse der vielen Dampfer im Hafen vom hellen Himmel ab. Am Horizont gleiten Segler und Fischerboote so ruhig und leicht dahin, als triebe sie eine unsichtbare Zaubergewalt.

Dort, wo der ebene Stadtteil von Valparaiso endet, flitzt unser Wagen die Berge hinan. Zur Linken senken sich die Höhen in eine tiefe Schlucht hinab. An ihren Hängen kleben wie Vogelnester unzählige Hütten und Häuschen der armen Bevölkerung, aber alles ist so sonnenüberflutet und so frischgewaschen, daß selbst das Elend in dieser Stunde malerisch und reizvoll wirkt.

Auf der Höhe sind die Abgründe hangauf und hangab mit jungen Eukalypten bepflanzt. Ihre schlanken, lichten Stämmchen erscheinen zu Tausenden wie feine, hingemalte Pinselstriche. Ein leichter Wind haucht über die grüne Pracht, kehrt die weiß glänzende Unterseite der Blätter der Sonne zu, und sekundenlang ist es, als breite sich ein silbernes Feld mit Millionen kleiner schimmernder Furchen vor uns aus. Dann sinken die Blätter wieder in ihre ursprüngliche Lage, und alles ist wie vorher dunkelgrüner Glanz ohne Ende.

In der Ferne verliert sich wie ein schmaler, blauer Seidenstreifen das Meer. Es verschwinden die grauen Dächer und Türme von Valparaiso, und wir jagen auf ebener, fein gepflasterter Straße zwischen einsamen Wiesen durch morgenstilles Land dahin.

Casablanca, das erste Städtchen, empfängt uns. Auf der Plaza stehen Kinder, Erwachsene und ein paar Schutzleute in ihren braungrünen Uniformen plaudernd beisammen. Alles genießt die wohltuende Sonne nach dem verheerenden Unwetter. Alles feiert aber auch, denn es ist der 21. Mai, Chiles zweitgrößter Nationalfesttag.

Hinter Casablanca ist weites Feld, ringsum begrenzt von grünen Hügelketten und braunen Bergzügen. Die Wiesen umsäumen endlose Reihen schlanker Pappeln, die im Augenblick ein eigenartig schönes Herbstbild bieten. Unten schimmern sie bereits in den gelben Tönen der Jahreszeit. In der Höhe aber tragen sie noch die grünen Sommerkronen, und überall leuchtet und lodert es dazwischen wie von glühenden Bränden. Das ist der Quintral, ein schädlicher Schmarotzer, aber wunderbar in seinem herrlichen Blütenschmuck. Hier windet er Ranken und blühende Kränze um Kronen und Stämme. Dort hängt er sich dunkel und schwer gleich riesigen Körben ins Gezweig oder steckt seine blutroten Sträuße in die goldene Blätterpracht. Fürwahr, ein bezaubernder Anblick, aber für den Baum der Auftakt zu langsamem Absterben.

Immer weiter gleiten wir wie im Fluge dahin. Bald ist die erste Bergkette erreicht, die Cuesta Zapata, und nun geht es an steilem Hang hinauf. Unser Blick weilt entzückt auf den fernen Bergen, die wir weit hinter uns gelassen haben. Öde und trostlos aber ist das Bild zu beiden Seiten des Weges. Weite Flächen sind abgebrannt. Hunderte von verkohlten Espinos strecken ihre schwarzen Baumskelette gespenstisch aus dem trockenen Boden in die Luft, und an den kahlen Hängen ragen unfreundlich die stacheligen Säulen des Quiscos empor.

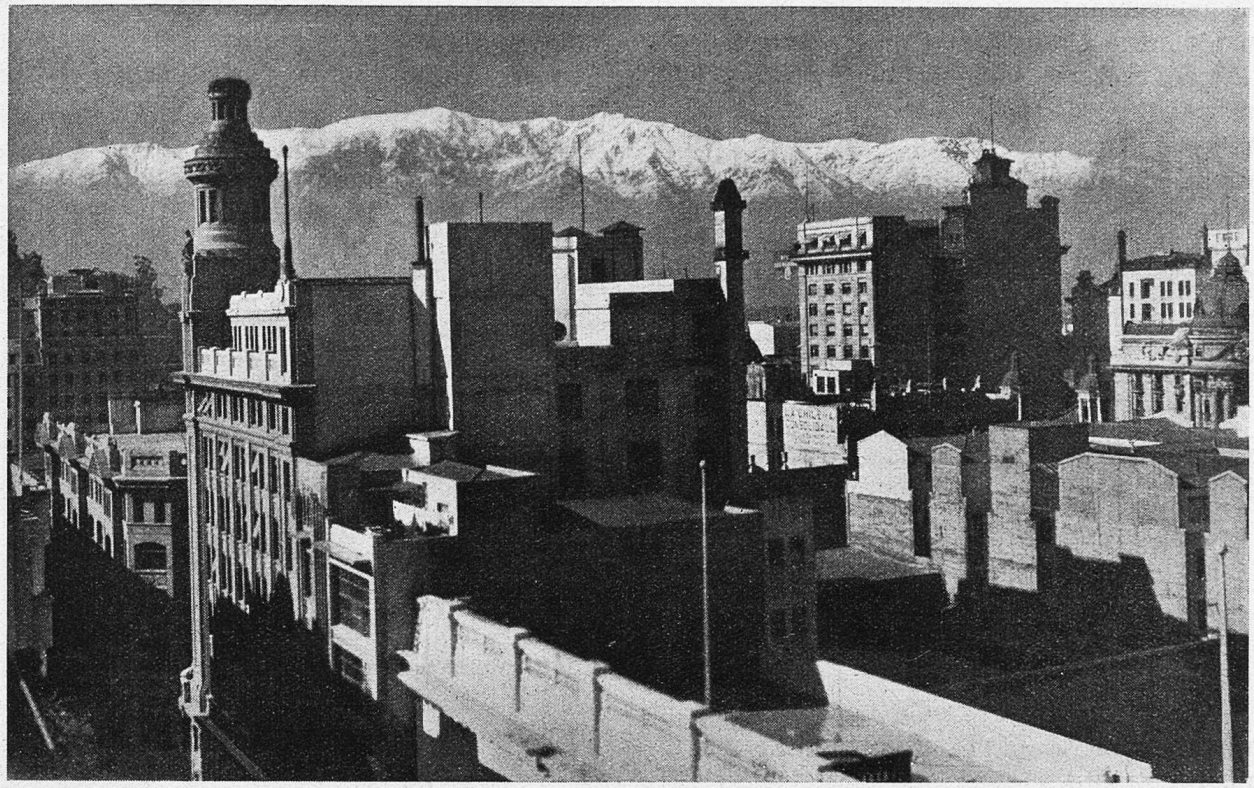
Nach einem raschen Aufstieg fahren wir jenseits zwischen Wald und Gesträuch wieder in die Tiefe. Dort breitet sich eine fruchtbare Ebene. Maisfelder leuchten im Morgensonnenglanze. Herden weiden auf den grünen Wiesen. Die Berge sind merklich in die Ferne gerückt, und das Auge genießt weiten Horizont. Eine freundliche Kirche taucht auf, davor eine kleine himmelblaue Kapelle mit einer gnadenspendenden Marienfigur, um die sich ein lieblicher Blumenflor häuft und viele Kerzen brennen.

Wir fahren durch das wegen seines köstlichen Weinmostes bekannte Städtchen Curavavi. Einfache, weißgetünchte Häuser flankieren die Straße. Über allen Türen und von den Dächern wehen die Fahnen mit ihrem roten Feld und dem weißen Stern auf dunkelblauem Grunde. Schmuck und festlich sieht alles aus.

Wir haben zehn Minuten Aufenthalt. Ich gehe in das Haus, das sich ein wenig verwegen „Hotel" nennt. Längs eines Gartens sind unter einem Vordache kleine Tische aufgestellt, und man bringt Kaffee, frische Butter und ausgezeichnet schmeckende Brötchen. Sie haben eine kleine Zugabe von Schmalz im Teig, sind in der warmen Asche gebacken und munden so gut, daß ich ein paar für die Reise mitnehmen möchte. Aber das gibt es nicht. Hier verkaufe man nur Brötchen mit Kaffee.

Ich steige wieder in den Autobus, und weiter geht die Fahrt. Hinter Curacavi zieht sich zwischen riesigen Pappeln eine schnurgerade Straße mehrere Kilometer weit in die Ferne. Ich habe das Gefühl, als könnte man auf dieser Strecke seelenruhig die Augen schließen und den Motor mit höchster Geschwindigkeit treiben lassen.

Nun steigen wir die zweite Cuesta, die Barriga,



Santiago, Hauptstadt der südamerikanischen Republik Chile.

hinauf, viel höher und steiler als die Zapata. Alles blickt rückwärts, und alles staunt ob des unbeschreiblichen Farbenspieles der Natur in der Landschaft.

Die welligen Hügel- und Bergketten schwimmen in einem Meer von blauen Tinten. Zwischen den beiden letzten Kämmen aber liegen silberne Nebelschwaden, und es sieht aus, als läge in jenen Höhen der schimmernde Spiegel eines schmalen, langgestreckten Sees. Vom Himmel hängen wie umgekehrte Türme und Burgen aus einer schneeweißen Wolkenstadt riesige Gebilde herunter, mit ihren Spitzen und Zinnen tief in diesen Nebelsee hineintauchend. Der Anblick ist so zauberhaft, daß selbst die Chilenen, denen schöne Naturbilder nichts Neues sind, und die oft an der prächtigsten Landschaft ungerührt und stumm vorübergehen, Worte der Bewunderung finden.

Da... Ein grauer Feldstein pflanzt sich vor uns auf. Er trägt groß und deutlich das Wort „Cumbre", das heißt höchster Punkt, daneben 1300 Meter. Der Autobus biegt um eine Ecke des Felsens, und alles verstummt ob des unvergleichlichen Bildes, das sich so unvermittelt auftut. Fast greifbar nahe, überwältigend durch Wucht und Majestät steigt die schneebedeckte Riesenkette der Cordillera aus der Ebene auf, und aus den blauen, sonnigen Höhen spannt sich ein schimmernder Regenbogen über die weiße Pracht bis tief hinunter zu den grünen Wiesen. Alles ist wie in einem Märchenreiche Schönheit, Erhabenheit und Farbenpracht, und wir gleiten benommen, wie verzaubert ins leuchtende Tal hinab.

Santiagos historischer Fluß, der Mapocho, wälzt seine trüben Fluten durch die Felder. In der Ferne breiten sich bläuliche Schatten am Fuße der Berge hin. Phantastisch ragen aus ihnen Türme und graue Kolosse empor. Das sind die riesigen modernen Neubauten der Metropole. Im Hintergrunde leuchtet auf dem Berge San Cristobal eine schneeweiße Marienfigur. Gärten mit blühenden Blumen, mit Rosen, Geranien und Astern fliegen an uns vorbei. Ringsum wird es belebter. Die Großstadt beginnt. Freundliche und weniger freundliche Vororte grüßen uns, bis wir mit einem Male mitten im lärmenden und treibenden Verkehr der Stadt sind. Autos, Autobusse, Lastwagen, Straßenbahnen, Menschen, alles bewegt sich um, vor und hinter uns, aber ohne jegliche Hast. Auch unser Wagen paßt sich der ruhigeren Bewegung an. Der Schofför muß

sich zusammennehmen, darf sich nicht vordrängen, muß warten, bis die Reihe an ihn kommt.

Hohe, moderne Gebäude türmen sich überall auf. Herrliche Stadtgärten mit wunderbarer Blumenpracht trotz der beschneiten Berge im Hintergrunde grüßen uns. Hier und dort sind Menschen in großen Gruppen versammelt. Eine tiefe, vortragende Stimme hallt laut über sie weg. Der Präsident des Landes berichtet über die Arbeit des vergangenen Regierungsjahres. Seit zwei Stunden spricht er mit unveränderter Kraft und immer gleichem Schwung.

Wir gelangen jetzt in die engeren Straßen mit den reich ausgestatteten Schaufenstern der großen Geschäfte. Da liegt auch Santiagos besuchtester Stadtpark, die „Plaza de armas". In ihrer Mitte erhebt sich ein Musikpavillon, in welchem eben die Militärkapelle spielt. Hunderte von Menschen stehen ringsherum und lauschen den lieblichen — Wienerweisen.

Der Bahnhof Mapoche ist erreicht. Eine Turmuhr schlägt Elf. Der Autobus hält. Endstation. Ich gehe in ein Hotel. In meinem Zimmer sind wegen der blendenden Sonne die Fensterladen dicht verschlossen. Ich öffne sie weit. Tief unter mir flutet das Großstadtleben. Weithin dehnt sich das Häusermeer der Millionenstadt, und herrlich im weißen Königsmantel erhebt sich in fast greifbarer Nähe Santiagos schönster Schmuck, die tief verschneite Cordillera.

Im Mexiko-Expreß nach Arizona!

Von Seppl Popfinger.

Der Überfall.

„Senor, Senor, ducken Sie sich, legen Sie sich auf den Boden," schrie auf einmal die mexikanische Senorita, die mir gegenüber in den Sesseln des „Sud Pacifico de Mexico" saß.

Die fremde junge Dame rief noch lauter. Ich verstand nicht gleich, was sie eigentlich meinte. Dann fiel sie auf einmal ohnmächtig zusammen. Jung und alt, alle brüllten, die Frauen weinten, die Kinder wimmerten und schrien, als wenn der leibhaftige Teufel im Wagen gewesen wäre. Im Nu waren keine Passagiere mehr zu sehen. Sie hatten sich unter die Sitze verkrochen. Im ersten Moment glaubte ich, es handle sich vielleicht um ein Erdbeben, das in Mexiko oft auftritt. In diesem Fall soll man sich gleich auf den Boden legen, sagte man mir schon früher einmal.

Der mexikanische Fliegeroffizier, der vorher an der linken Seite vor mir auf dem Sessel saß, kroch nun am Boden vorbei. Er hatte in der Hand einen schußbereiten Revolver, neben ihm schlichen noch ein paar Mexikaner den Gang entlang, die auch Pistolen in den Händen hatten. Da war mir doch nicht geheuer, und automatisch verließ ich jetzt auch meinen Platz und saß am Boden, auf die kommenden Dinge wartend. Alles lag oder saß nun am Boden, jeder die große Angst in den Augen, und noch immer konnte ich mir nicht dieses seltsame Verhalten erklären. Eine unheimliche Ruhe herrschte in unserem Wagen, und alle lauschten angestrengt, als wäre jeden Moment das Krachen des Waggons zu hören. Mich fror trotz der großen Hitze.

Im gleichen 60-Kilometer-Tempo sauste der Zug durch die Berge, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Am Wagenende hatten mehrere Soldaten, die immer zum Schutz des Zuges in Mexiko mitfahren müssen, mit aufgepflanztem Bajonett schußbereit Aufstellung genommen. Der Zug fuhr im gleichen Rhythmus dahin... Ri... tack, tack... Ri... tack, tack... Der Fliegeroffizier, der noch immer mit seinem Revolver auf der Lauer am Boden lag, meinte:

„Sie waren sehr leichtsinnig, weil Sie nicht gleich zu Boden gingen. Banditen, die den Zug überfallen wollten, hätten Sie durchs Fenster leicht mit einer Kugel in den Kopf treffen können, dann wär's mit Ihnen aus gewesen."

„Wie?... Sie reden da von Banditen! Ich kenne mich jetzt noch nicht aus, was eigentlich passiert ist?"

„Mensch, Sie sind wohl verrückt! Der Expreß sollte doch von Banditen überfallen werden. Vom Zugführer kam die Meldung, daß Räuber gesichtet wurden und daß sich alle Fahrgäste auf den Boden legen müssen. Jeder, der einen Revolver hat, liegt doch schußbereit, und die Soldaten da vorne sind auch auf der Lauer. Aber jetzt können alle und auch Sie ruhig wieder aufstehen, die Gefahr ist scheinbar vorüber; die Kerle konnten uns in diesem Tempo nicht einholen." Mit diesen Worten klärte mich der Offizier auf.

Das wäre ja ein schönes Vergnügen gewesen, wenn diese Banditen unseren Expreß erreicht und überfallen hätten. Vielleicht hätten sie uns um ein paar Dollar leichter gemacht, oder, na, wer